Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien

Straelen
Januar/Februar 1990
24. Jahrgang, Nr. 1/2

Traugott König

Warum viele alte Sartre-Übersetzungen durch neue ersetzt werden

Im Jahre 1988 wurde Traugott König für seine Sartre-Übersetzungen mit dem Johann-Heinrich-Voss-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung geehrt. Nachfolgend drucken wir wesentliche Passagen der Dankrede des Preisträgers, die den sprachlichen Problemen der Edition der Gesammelten Werke Jean-Paul Sartres gewidmet sind. *Red.*

Sartres Werk ist in drei ganz unterschiedlichen Rezeptionsphasen in der Bundesrepublik aufgenommen worden.
Die erste Rezeption geschah bald nach dem Krieg – als diese im Grunde strenge Philosophie und Moral weitgehend als Ermunterung zu einer bindungslosen antibürgerlichen Lebensweise aufgefaßt wurde, was zu den bekannten Erscheinungen der existentialistischen Mode bei Jugendlichen dieser Jahre führte. Die Hauptrolle spielten dabei sicher Sartres frühe Stücke und sein Film *„Das Spiel ist aus"*, an deren Aufführungen sich eine ganze Generation noch heute nostalgisch erinnert. Was Sartres Philosophie angeht, so entnahm man sie wohl vor allem der am meisten

Claus Sprick

Grabrede vom 28. 4. 1989 zum Tode des Übersetzers Elmar Tophoven

Elmar Tophoven ist die Kunst des Übersetzens nicht in den Schoß gefallen. Auch er hat im Steinbruch unserer Sprache geschuftet, um tiefer in sie vorzudringen, hat Brocken gewälzt und Kanten behauen, zusammengetragen, verglichen und wieder verworfen, bis er mit dem Material zufrieden war, aus dem er Brücken baute zwischen zwei Kulturen, Brücken, ohne die wir keinen Zugang hätten zur modernen französischen Literatur.

Was aber hatte er uns voraus, daß überall dort, wo vom Übersetzen die Rede ist, sein Name obenan steht? Hat ihn die Zahl seiner Übersetzungen zu einem der bedeutendsten Übersetzer unserer Zeit gemacht? Sind es die Namen von Nathalie Sarraute, Claude Simon, Alain Robbe-Grillet und anderen Autoren, deren Werk er uns erschlossen hat? Oder sind es seine Beckett-Übersetzungen, allen voran *Warten auf Godot,* die Übersetzungen eines Klassikers der Avantgarde, die inzwischen selbst als klassisch gelten? Hat ihn berühmt gemacht, daß die Brücken von Sprache zu Sprache, an denen er bis zuletzt unermüdlich weiterbaute, besonders sorgfältig gefügt und solide und dennoch elegant und kühn geschwungen sind? Oder ist er nur deshalb in aller Munde, weil er immer wieder mit renommierten Literaturpreisen, mit hohen französischen und deutschen Orden und Auszeichnungen geehrt wurde?

Elmar Tophoven war auf diese Welt der Superlative nicht angewiesen; sie war nicht seine Welt. Und sein Vermächtnis ist weit mehr als die Summe seiner Übersetzungen.
Wenn wir kürzlich fünfundzwanzig Jahre deutsch-französischer Freundschaft feiern konnten, so hat er, der schon vor vierzig Jahren europäisch dachte und lebte, einen der Grundsteine dazu gelegt.
Paris war ja kein Exil für ihn, das war ein Brückenpfeiler, und für ihn war selbstverständlich, daß seine Heimatstadt Straelen den anderen Pfeiler bilden sollte für das Projekt, von dem er begeistert und besessen war: eine Arbeitsstätte zu schaffen für Übersetzer, die voneinander lernen und Erfahrungen austauschen wollen, ein Ort, an dem Übersetzen durchschaubar gemacht und die Einsamkeit des Übersetzers überwunden werden kann.

Ich will nicht verschweigen, daß auch mir diese Idee eines internationalen Übersetzer-Kollegiums, für die Elmar Tophoven seit zwanzig Jahren warb und kämpfte, anfangs nur als faszinierende Utopie erschien. Daß dieses Utopia 1978 mit der Gründung des Europäischen Übersetzer-Kollegiums hier in Straelen Wirklichkeit geworden ist und eine Heimat gefunden hat, das ist vor allem seiner beharrlichen Überzeugungskraft zu verdanken.
Der Wegweiser, der hier auf dem Marktplatz in Straelen steht und den Weg zum Kollegium –

zu Elmar Tophovens Geburtshaus

– weist, ist vielleicht das schönste Denkmal, das die Stadt ihm zu Lebzeiten hat setzen können. Das Kollegium selbst ist aber weit mehr als ein Denkmal: hier hat seine Idee Gestalt angenommen, hier wird sie weiterleben und in die Zukunft wirken.

Denn Elmar Tophoven hat immer auch an die gedacht, die erst am Beginn ihres Übersetzerlebens stehen. Seit Jahrzehnten hat er bei allen seinen Übersetzungen minutiös und konsequent aufgezeichnet und offengelegt, warum er sich für diese Wendung hier und jenen Ausdruck dort entschied, damit jüngere Übersetzer dem Erfahreneren auch jetzt noch gleichsam über die Schulter schauen und von ihm lernen können.
Sein Verdienst ist es auch, daß die Studentinnen und Studenten des von ihm mit angeregten Studienganges „Literarisches Übersetzen" an der Universität Düsseldorf ihr Praktikum hier im Übersetzer-Kollegium absolvieren. Sein Lehrauftrag in Düsseldorf hat den Weg bereitet für eine Zusammenarbeit zwischen Praxis und Lehre, die Chance und Herausforderung zugleich ist.

Von nun an werden wir ohne den Rat unseres Mentors und Freundes auskommen müssen. Wir sind gefordert, sein Lebenswerk zu bewahren und in seinem Sinne fortzuführen. Das sind wir Übersetzer ihm, das sind wir uns, das sind wir dem Ethos unseres schönen und schwierigen Berufes schuldig.

verbreiteten Schrift *„Ist der Existentialismus ein Humanismus?"*, bekanntlich nur das Protokoll der spektakulären Diskussionsveranstaltung vom Oktober 1945, bei der Sartre sein Denken gegen Angriffe von links und rechts in so simplifizierender Weise verteidigt hatte, daß er sich später vorsichtig von dieser Publikation distanzierte. Zudem wurde Sartre in Einheit mit dem viel populäreren Albert Camus gesehen, mit dessen Denken er nur wenig zu tun hat. Beherrschend war in dieser Zeit die Philosophie Martin Heideggers. Der gesamte politische Sartre wurde ein Opfer des kalten Krieges. Aber auch seine poetologisch avantgardistische Studie über Jean Genet – der ja zunächst indiziert war – erschien erst mit fünfzigjähriger Verspätung 1982.

Die zweite Rezeption erfährt Sartre in den sechziger Jahren durch die Studentenbewegung. Jetzt ist es zum einen der bisher unterschlagene politische Sartre – wenn auch nicht der der fünfziger Jahre –, in dem man einen Bundesgenossen vor allem beim Protest gegen den amerikanischen Vietnamkrieg sieht. Von seinen zahlreichen scharfsinnigen Analysen des Kolonialismus und Neokolonialismus und der nationalen Befreiungsbewegungen hat sicher sein Vorwort zu Frantz Fanons *„Die Verdammten dieser Erde"* die größte Resonanz gefunden. Zum anderen interessiert man sich für Sartres Versuch, seine existentielle Psychoanalyse, unter Einbeziehung neuerer soziologischer und historischer Kenntnisse, in den Marxismus zu integrieren und damit der europäischen neuen Linken eine zeitgemäße und anwendbare Theorie zu liefern. Gelesen wurde dabei allerdings kaum seine umfangreiche *„Kritik der dialektischen Vernunft"*, sondern nur deren Einführung *„Questions de méthode"*, die unter dem Titel *„Marxismus und Existentialismus"* separat erschien. Das Interesse am politischen Sartre nimmt in der Studentenbewegung noch zu, als er sich der Pariser 68er Bewegung anschließt, mit seinem Namen linksradikale Zeitschriften deckt und sich an zahlreichen Protestaktionen beteiligt. Gerade dadurch aber wird er für viele Leser der ersten Rezeptionsphase zur Unperson, wenn man ihm nicht politische Naivität oder gar Senilität zugute hält.

Die dritte Rezeption, bei der zum ersten Mal zunehmend das Gesamtwerk wahrgenommen wird, beginnt – so glaube ich – mit der Übersetzung seiner monumentalen Flaubert-Studie *„Der Idiot der Familie"*, die ja so etwas wie die Summe seiner Philosophie, Ethik und Ästhetik darstellt. Alle, die an einer dialektischen Theorie der Subjektivität und Intersubjektivität festhalten, entdecken nun in Sartre allmählich einen Verbündeten gegen die die Autonomie des Subjekts leugnenden Denkrichtungen des Neopositivismus, des Neostrukturalismus und der Postmoderne.
Aus diesem Grund war es außerordentlich verdienstvoll, daß mir der Rowohlt Verlag unmittelbar nach dem Erscheinen des „Idiot der Familie" ermöglicht hat, mit der großangelegten Edition von Sartres Gesammelten Werken zu beginnen, deren Plan ich noch mit Sartre besprechen konnte und die ich in Zusammenarbeit mit seiner Universalerbin, Arlette Elkaim, fortsetze.
Was sollte nun mit dieser Edition erreicht werden? Zunächst galt es, die Lücken zu füllen, denn manches war ja nur in Auszügen, gekürzt oder noch gar nicht erschienen. Die schmerzlichste Lücke waren sicher Sartres politische Schriften. So kann man heute nur noch davon träumen, wie die politische Diskussion bei uns ausgesehen hätte, wenn Sartres scharfsinnige politische Analysen und Polemiken jeweils gleichzeitig in der bundesdeutschen Presse erschienen wären. Obwohl diese Schriften durch ihre an Karl Krauss erinnernde Brillanz und Empörung, ihren theoretischen Gehalt und die Radikalität ihres moralischen Appells immer noch von großem Interesse sind, können sie doch durch ihre verspätete Übersetzung nicht mehr unmittelbar in aktuelle Auseinandersetzungen eingreifen. Das größte Problem bei dieser Neuedition bestand jedoch in der Aufgabe, für Sartre auf deutsch eine neue adäquate Sprache zu finden. Sartre schrieb einen – trotz einiger Neologismen – ganz einfachen, konkreten, unakademischen, unprätentiösen, mit Wendungen der Umgangssprache durchsetzten Stil, den Roland Barthes einmal als unserer Zeit angemessenen „style neutre" gerühmt hat. Bisher war es nun kaum gelungen, diesen unprätentiösen, konkreten Stil angemessen auf deutsch wiederzugeben. Und dazu muß ich nun auf die erste Sartre-Rezeption der fünfziger Jahre zurückkommen.

Ein skizzenhafter Exkurs soll die geistige Atmosphäre jener Zeit und ihre Sprache kennzeichnen. Erinnern wir uns kurz: Deutschland war während der Nazizeit zunehmend sowohl von den geistigen Entwicklungen im Ausland als auch von vielen der besten Bestandteile seiner eigenen Tradition, vor allem von jeder aufklärerisch-kritischen oder gar linken Tradition abgeschnitten gewesen. Ein großer Teil seiner geistigen Elite war verfolgt, umgebracht oder ins Exil getrieben worden. Diejenigen, die unter den Nazis weiterarbeiten konnten, ohne die Ideologie der Nazis zu übernehmen, bemühten sich, die humanistischen bürgerlichen Werte des „Guten, Schönen, Wahren" in notgedrungen abstrakter, idealistischer, jede direkte Anspielung meidender Form zu retten und auf diese Art und Weise ein geistiges Widerstandspotential gegen die Nazis zu erhalten. Das war natürlich nur möglich als Flucht in die „Innerlichkeit" oder zu den ewigen Werten des einfachen Lebens. Eine solche Haltung war allerdings schon lange vor der Naziherrschaft in Form eines anti-aufklärerischen, anti-egalitären Kulturpessimismus für einen großen Teil der geistigen Elite in ihrer Gegnerschaft zur entstehenden parlamentarischen Industriegesellschaft kennzeichnend gewesen und hatte damit zur Beseitigung der Weimarer Republik beigetragen.
Unter der Naziherrschaft wurde sie nun jedoch zu einer geistigen Überlebensstrategie, für die man nach dem Krieg den Begriff der „inneren Emigration" prägte. Und dies war jetzt zunächst die dominierende Tradition, an die man nach 1945 anknüpfte. Dabei ist nicht zu übersehen, daß manche ehemals überzeugte Nazis oder Mitläufer – ob in aufrichtiger oder unaufrichtiger Absicht – bei dieser Tradition der „inneren Emigration" Unterschlupf fanden. Natürlich begünstigte eine solche Haltung auch die für jene Jahre charakteristische Verdrängung der unmittelbaren Vergangenheit, deren sogenannte „Bewältigung" ja erst sehr viel später begann. Dieser elitäre Kulturpessimismus verbindet sich außerdem in der restaurativen Epoche des kalten Krieges mit jenem bornierten Antikommunismus, dem jedes egalitäre, kritische, linke Denken – teilweise bis zur Tradition der Aufklärung zurück – verdächtig war.
In dieser geistigen Atmosphäre beginnt man nun das Werk des seit 1940 linksradikalen Sartre zu übersetzen. Das konnte nicht ohne folgenreiche Verzerrungen abgehen. So wird einer der Schlüsselbegriffe für Sartres Philosophie und Moral und sein politisches Handeln, nämlich der Begriff „Engagement", mit einem Schlüsselwort jener elitären Gralshüter der ewigen geistigen Werte, nämlich mit „Bindung" übersetzt, deren Verlust „geistiger Mitte" man sowohl bei kritischen Rationalisten als auch bei den Massen der modernen Industrie- und Konsumgesellschaft beklagt.

Die erste Übersetzung von Sartres philosophischem Hauptwerk *„Das Sein und das Nichts"* erscheint 1952 um 270 Seiten gekürzt: Weggelassen hatte man ausgerechnet ein Kernstück dieses Buchs, nämlich sein Kapitel *„Le corps"* mit den luziden Analysen des Sadismus und Masochismus. Damit bekam sein Denken etwas Körperloses, Unkonkretes, akademisch Abgehobenes. Erst 1956 wurde dieser Teil in einer sexualwissenschaftlichen Schriftenreihe nachgeliefert, allerdings nicht unter dem Titel „Der Körper", sondern unter dem Titel *„Der Leib"*, also in der entkörperlichten Form der traditionellen philosophischen Sprache.
Sartres *„Réflexions sur la question juive"*, die mit folgendem Satz enden: „Kein Franzose wird in Sicherheit sein, solange noch ein Jude in Frankreich und in der ganzen Welt um sein Leben wird fürchten können" – diese *„Réflexions sur la question juive"* also sind bis heute unter dem Titel *„Betrachtungen zur Judenfrage"* im Umlauf und erhalten schon dadurch den Charakter von „Kontemplationen" über ein Problem, das man in akademischer Gelassenheit und Unbetroffenheit behandeln könne. Doch auch zur Präzision der Begriffe trägt das nicht bei. So wird der präzise Begriff der *„inauthenticité"* kurzerhand zur Lüge und der *„juif inautentique"* zum *„verschämten Juden"*, wenn nicht gar zum *„unwahrhaftigen Juden"*.

Der *„acte gratuit"*, die nicht zweckgebundene Tat also, ein ganz geläufiger Begriff, den man aus den Romanen von André Gide kennt, wird in einer anderen Übersetzung aus dieser Zeit auf Grund einer seltsamen Etymologie zur *„Gnadenakt"* und *„gratuit"* dementsprechend zu „gnadenhaft".
Wie hartnäckig sich solche Verzerrungen halten, zeigt, daß in einer Übersetzung von 1960 der Ausdruck *„génocide"* im Zusammenhang mit dem Nürnberger Prozeß zu *„Sippenmord"* wird.

Auch folgender Lapsus ist bezeichnend: Wie alle aktiven Antifaschisten stellte sich auch Sartre immer wieder die quälende Frage: „Werde ich unter Folter sprechen?" – *„Parlerai-je?"*. Das wird in einer Übersetzung jener Jahre zu *„Soll man darüber reden?"*
Und zum Schluß ein letztes Beispiel: Die traditionelle Anrede der Arbeiterbewegung, *„Genosse"*, ist im Zeitalter des kalten Krieges offenbar so fremd oder verpönt, daß man sie fast durchweg mit *„Kamerad"* übersetzt.

Nun möchte ich dies allerdings nicht als Schelte meiner Vorgänger verstanden wissen. Es steht außer Frage, daß die Übersetzer angesichts der Fremdheit der nach Jahren wieder zugänglichen ausländischen Texte Pionierarbeit geleistet haben, und das unter finanziellen Bedingungen, die erheblich schlechter waren als heute. Aber Übersetzungen spiegeln nun einmal in besonders augenfälliger Weise den Zeitgeist und die sprachlichen Konventionen einer Epoche, an die sich der Übersetzer halten muß, wenn er ein fremdsprachiges Werk allgemein zugänglich machen will. Deshalb kann er nur in sehr begrenztem Maße innovatorisch sein und muß notwendigerweise hinter der jeweiligen sprachlichen und literarischen Avantgarde zurückbleiben. Diese berufsbedingte Konventionalität des Übersetzers macht sich besonders folgenreich spürbar, wenn sich die Denkweise und Sprache eines ausländischen Werkes auf Grund fremder Erfahrungen nur schwer mit dem Zeitgeist vereinbaren lassen.
Auf Grund der konsolidierten Integration der Bundesrepublik in die Gemeinschaft der westlichen Demokratien und ihrer modernen Industriegesellschaften macht sich in den sechziger Jahren auch auf dem Gebiet der Sprache allmählich ein Modernisierungsdruck bemerkbar. So führt die notwendige Übernahme neuer rationaler, ja technologischer Denkformen – namentlich die Einführung der empirischen Sozialforschung – dazu, daß die Sprache des elitären Kulturpessimismus von einer konkreteren, pragmatischeren, wissenschaftlicheren Sprache abgelöst wird, die überdies eine große Zahl international verbindlich gewordener Fremdwörter einbürgert, so daß die westlichen Sprachen allgemein konvertibler werden. Und diese Modernisierung der Sprache macht es jetzt unendlich viel leichter, auch für die Sprache Sartres präzise Entsprechungen im Deutschen zu finden. So ist also die Hauptabsicht der neuen Sartre-Edition die überfällige Korrektur der Auslassungen und Verzerrungen der Rezeption seines Werkes in den fünfziger Jahren. Und dies ist kein rein akademisches oder museales Unternehmen, sondern eine Arbeit, die einer neuen, meist jungen Leserschaft sein Werk erschließt.

Nachrichten aus Österreich...

Ein festes Zuhause für Autoren, Übersetzer und Leser:
Wiens Literaturhaus soll ein Kommunikationszentrum werden

Wien wird demnächst ein eigenes Literaturhaus bekommen. Ein Standort ist gefunden. Er liegt zentral und leicht erreichbar in der Seidengasse im VII. Bezirk und damit fast im Herzen der Stadt.
Es wird allerdings Unterschiede zu bereits bestehenden Literaturhäusern geben. Sind die meisten als Veranstaltungsort konzipiert, so soll das Literaturhaus Wien ein ganztägig geöffnetes, mehrdimensionales Informations-und Kommunikationszentrum werden, das sich an den aktiven Benützer wendet. Innerhalb der nächsten zwei Jahre soll der Umbau abgeschlossen sein. Vier Institutionen werden dort ein festes Zuhause finden: die Dokumentationsstelle für neuere östereichische Literatur, die Interessengemeinschaft österreichischer Autoren, die Übersetzergemeinschaft sowie die österrreichischen Dialektautoren.
Das Literaturhaus wird in zwei Ebenen über rund 1500 Quadratmeter verfügen. Es enthält eine zentrale Informationseinheit mit Literaturdatenbank, eine Bibliothek mit integrierten Arbeitsplätzen, die Zeitschriftenabteilung, eine aus Zeitungsausschnitten und anderen Materialien bestehende Dokumentationsabteilung für österreichische Literatur und die Spezialsammlung der Dokumentationsstelle. Auch ein Text-Studio, in dem Autoren EDV-Einrichtungen benützen können, die Büros der teilhabenden Institutionen und last not least ein Mehrzweckraum für Audio- und Videovorführungen, Ausstellungen, Seminare und Lesungen sollen dort untergebracht werden.
Aufgebaut wird das Literaturhaus gemeinsam von der Literaturabteilung des Unterrichtsministeriums und der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Letztere verfügt über die größte Freihandbibliothek zum Fachgebiet österreichische Literatur des 20. Jahrhundert, die als Präsenzbibliothek zugänglich sein wird. Außerdem existiert eine umfangreiche Sammlung von Fotografien und Tondokumenten. Eine eigens entwickelte Literturdatenbank, in der biografische Fakten zu österreichischen Autoren und bibliografische Daten enthalten sind, befindet sich im Aufbau. Alle diese und andere Sammlungen der Dokumentationsstelle werden für jeden Interessenten benützbar sein.
Die Interessengemeinschaft österreichischer Autoren informiert über soziale, rechtliche und kulturpolitische Angelegenheiten der Autoren. Ähnliche Informationsdienste werden von der Übersetzergemeinschaft und den östereichischen Dialekt-Autoren geboten.
Die vier im Literaturhaus vertretenen Vereinigungen planen für das Literaturhaus folgende Aktivitäten:
○ Besichtigung des Literaturbetriebs und Dialogveranstaltungen für Schulklassen
○ Vorführung von Video- und Ton-Aufzeichnungen
○ Ausstellungen
○ Persönliche Beratung für Schüler und Studenten bei Projektarbeiten, Übungen oder Dissertationen
○ Beratung beim Errichten von Schulbibliotheken
○ Leistungsschau der österreichischen Verlage mit Schwerpunkt Kleinverlage
○ Text-Studio, das Autoren, Verlegern und Produzenten von Literaturzeitschriften zur Verfügung stehen wird, in dem Bücher und Zeitschriften weitgehend in Eigenregie produziert werden können.

Das Literaturhaus, das nach Entwürfen von Gerhard Huber umgebaut und gestaltet wird, soll auch für Tagungen, Fortbildungsveranstaltungen, Pressekonferenzen, Lesungen und Präsentationen, für Fachtagungen, Lehrveranstaltungen im schulischen und universitären Bereich sowie für Ausstellungen zur Verfügung stehen.
Die Dokumentationsstelle bietet zudem gedrucktes Informationsmaterial an: und zwar in den zweimal jährlich erscheinenden Heften der Zeitschrift „Zirkular", die gratis versandt wird und derzeit mit 2 500 Exemplaren im In- und Ausland interessierte Leser erreicht. Jährlich erscheint der „Pressespiegel", der eine Auswahl der informativsten Rezensionen von Neuerscheinungen österreichischer Autoren des vergangenen Jahres enthält. Er enthält außerdem eine Liste mit den Neuerscheinungen österreichischer Autoren.

Raoul Blahacek
BÖRSENBLATT vom 27. 10. 1989

...und aus Deutschland

Die *Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL) e.V.* veranstaltet vom 27.-29. 9. 1990 an der Universität Bonn ihre 21. Jahrestagung. Unter dem Rahmenthema „Ein Europa – viele Sprachen" werden vier Bereiche bearbeitet: Europäische Sprachpolitik, Politische Reden in Europa, Fremdsprachenvermittlung, Sprachschranken

und Kommunikationstechnologie. Zu verschiedenen linguistischen Bereichen werden Sektionen angeboten, so zum Beispiel zur Übersetzungswissenschaft. Daneben werden Arbeitskreise, Hauptvorträge und Fachausstellungen durchgeführt. Information kann erbeten werden bei: Prof. Dr. Bernd Spillner, GAL-Geschäftsstelle, Universität Duisburg, Postfach 101503, 4100 Duisburg 1, Tel. (0203) 379-2064.

Die *Deutsche Gesellschaft für Semiotik (DGS) e.V.* hat einen mit 5000 DM dotierten „Förderpreis Semiotik" ausgeschrieben. Bis 31. 3. 1990 können sich Teilnehmer mit einer bislang unveröffentlichten Arbeit zum Thema „Simulation" (in der Ausschreibung definiert als „Produktion von Zeichen ..., die sich vorgeblich auf ‚Realität' beziehen, sie tatsächlich aber ersetzen") um diesen Preis bewerben. Information kann erbeten werden bei: Dr. Jochen Mecke, DGS-Geschäftsstelle, Romanisches Seminar, Universität Heidelberg, Seminarstr. 3, 6900 Heidelberg 1.

Wieland-Übersetzerpreis 1989 an Renate Orth-Guttmann

Den Wieland-Übersetzerpreis des Jahres 1989, ausgeschrieben vom Freundeskreis zur internationalen Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen e.V., erhielt Renate Orth-Guttmann für die Übersetzung des Kriminalromans „Die im Dunkeln sieht man doch" der englischen Schriftstellerin Barbara Vine.
In der nunmehr zehnjährigen Geschichte des Preises – er wird, alternierend mit dem Helmut-M.-Braem-Preis, alle zwei Jahre verliehen und ist mit 10000 DM dotiert – wurde damit erstmalig die Arbeit einer Übersetzerin geehrt.

Wir drucken nachstehend die Laudatio auf die Preisträgerin sowie Renate Orth-Guttmanns Dankrede.

Uwe Wittstock

Laudatio zum Wieland-Übersetzerpreis

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Frau Orth-Guttmann,

das Buch, für dessen Übertragung Sie, Frau Orth-Guttmann, heute mit dem Wieland-Übersetzerpreis ausgezeichnet werden, trägt den Titel „Die im Dunkeln sieht man doch". Ich kann mir kaum ein passenderes Motto für eine Veranstaltung vorstellen, die das Werk einer hervorragenden literarischen Übersetzerin würdigen soll. Denn man läßt sie viel zu oft im Dunkeln stehen, die Übersetzer, ihre Arbeit findet in unserem Kulturbetrieb kaum je die angemessene Anerkennung, und ihren turmhohen Verdiensten um die Literatur steht meist ein zwergenkleiner Verdienst gegenüber, mit dem ihre Mühen materiell entgolten werden.
Aber auch wenn man die Übersetzer viel zu oft und zu unrecht im Dunkeln stehen läßt – man sieht sie doch. Denn sie sind es, durch deren Leistung uns die ausländische Literatur in der eigenen Sprache präsentiert wird. Der Blick der Leser sucht zwar den Autor eines fremden, fernen Landes, aber er fällt zunächst auf den Übersetzer, der sich – wenn er ein so guter Übersetzer ist wie Renate Orth-Guttmann – ganz klein macht, der sich ins Dunkel drückt und damit die Sicht frei macht, auf einen sonst für die meisten unlesbaren, sprich: unerreichbaren Schriftsteller.
Der Übersetzer ist das literarische Fernglas, das uns die entlegenen Winkel der poetischen Welt dicht heranholt. Wer durch ein Teleskop schaut, interessiert sich zumeist mehr für das Motiv, auf das es gerichtet ist, als für sein Instrument selbst. Wieviel er aber von dem Motiv wahrnimmt, hängt ganz und gar von der Qualität des Teleskops ab.
Übersetzer leisten aber nicht nur Großes für die Literatur. Sie leisten Unschätzbares für das Leben. Wir alle verdanken ihnen Außerordentliches, viel mehr, als uns oft bewußt ist. Ein Klassiker der Weltliteratur führt uns in einem seiner schönsten Bücher ganz nebenbei vor Augen, wie wichtig die Arbeit der Übersetzer ist. Ich denke – wie könnte es anders sein, wenn es gilt, eine Übersetzerin englischer und amerikanischer Literatur zu ehren – an einen amerikanischen Klassiker: an Mark Twain und sein wunderbares Epos „Huckleberry Finn".
Wir befinden uns auf einer kleinen Insel mitten im Mississippi. Sie liegt sechs Tagesreisen südlich von St. Louis. Der Fluß ist hier so breit, daß man von den beiden Uferstreifen aus unmöglich erkennen kann, was auf der Insel vorgeht. Also haben sich Huck Finn und sein Freund, der entlaufene Negersklave Jim, unter die Bäume ins schützende Unterholz gelegt, und lassen es sich gut gehen. In der Nacht zuvor sind sie drei üblen Gaunern mit knapper Not entkommen, in einem Sturm wären sie um ein Haar ertrunken, und Jim sind immer noch die Sklavenhändler auf den Fersen.

Doch im Moment faulenzen die beiden, rauchen Zigarren und reden, wie könnte es anders sein, über Literatur. Genauer gesagt, sie diskutieren ein Übersetzungsproblem: Huck Finn, der notorische Schulschwänzer, ist, wohl auch zu seiner eigenen Überraschung, in die Rolle des Lehrmeisters geraten. Er erzählt Jim von „Königen und Herzögen und Grafen und solchen Leuten", erzählt „wie prächtig sie angezogen sind, wie hoch es bei ihnen hergeht und wie sie sich gegenseitig ‚Eure Majestät' und ‚Euer Gnaden' und ‚Euer Herrlichkeit' nennen, statt einfach ‚Mister'."
Jim ist beeindruckt, ohne daß ihn deshalb sein Realitätssinn verläßt: „Aber gibt doch keine Könige hier bei uns, Huck?" „Nein." „Dann könnt er keine Arbeit finden hier. Was tut er da?" „Na, ich weiß nicht. Manche gehen zur Polizei und manche bringen den Leuten Französisch bei." „Wie, Huck, die Franzosen sprechen nich wie wir?" „Nein, Jim; du würdest kein Wort verstehen, wenn sie reden – kein einziges Wort." „Was, ich nich glauben! Wie kommen das?" „Weiß ich doch nicht; aber es ist nun einmal so. Ich weiß ein bißchen was von ihrem Gebrabbel aus einem Buch. Stell dir vor, es käm' jemand zu dir und sagte ‚Palli-wus-fransi' – was würdest du da denken?" „Ich würd' gar nix denken; ich würd' ihn nehmen und ihm eins über den Schädel schlagen."

Knapper und pointierter als es Mark Twain hier getan hat, kann man unsere alte, tief eingewurzelte Angst vor dem Fremden wohl kaum formulieren. Der gehetzte, um Freiheit und Leben bangende Jim empfindet alles Unbekannte als Bedrohung, der er lieber gleich mit handfesten, schlagenden Argumenten begegnet – und nur wer sich bis in den geheimsten Winkel seiner Seele frei weiß von solchen Reaktionen, der werfe auf Jim den ersten Stein.
Genau an diesem Punkt aber beginnt die Arbeit der Übersetzer. Sie verwandeln das Unbekannte in Vertrautes, sie machen aus dem Fremden einen Mitmenschen, dessen Überlegungen wir verstehen, dessen Nöte wir nachempfinden können. Übersetzer sind somit professionelle Völker-Verständiger im buchstäblichen Sinne des Wortes und als solche hauptamtliche Vertrauens-Förderer und Friedensstifter – deren Arbeit auf die Dauer vielleicht mehr Wirkung zuzutrauen ist als der unserer Politiker.
Eines der Ziele, die in jüngster Zeit von den Politikern des Westens in den Mittelpunkt gerückt wurden, ist inzwischen zur nackten Jahreszahl geronnen: „1992" soll sich die Europäische Gemeinschaft zu einem Markt von kontinentalem Ausmaß zusammenschließen. Unter den Politikern des Ostens dagegen ist eine Metapher im Umlauf, und auch das Ziel scheint nicht ganz so merkantil geprägt: Die Nationen dieses Kontinents sollen – so formulierte es Gorbatschow – in „einem europäischen Haus" zusammenfinden. Eine Jahreszahl hier, eine Metapher dort – die Pläne der Politiker unterscheiden sich gewiß erheblich. Gemeinsam aber ist ihnen, daß sie ohne enorme Anstrengungen der Übersetzer kaum zu verwirklichen sein werden.
Stellen wir uns das einmal bildlich vor, jenes europäische Haus von dem Gorbatschow träumt: Es muß eine Unzahl von Wohnungen haben und fast in jeder wird eine andere Sprache gesprochen, mitunter gar in den einzelnen Zimmern derselben Wohnung.

Erfahrungsgemäß bleiben auch in den besten Häusern Reibereien zwischen den Nachbarn nicht aus. Da kann man nur hoffen, daß es in diesem „Haus Europa" genügend Botschafter gibt, die mehr als eine Sprache sprechen und die von Wohnung zu Wohnung eilen und unter den Mietern um Verständnis für die Nachbarn werben. Damit die Bewohner, wenn sie unbekannte Worte von nebenan hören, nicht reagieren wie der verfolgte Sklave Jim, der, wie er selbst sagt, dann „gar nix" mehr denkt und statt dessen zum Knüppel greift.

Wie nahe uns diese Reaktion ist, auch wenn uns Huckleberry Finns Freund zunächst ganz fern und etwas skurril erscheint, hat einmal Kurt Tucholsky beschrieben, als er sich Gedanken machte über die seltsamen Empfindungen, die in uns knospen, wenn Unbekannte in unbekannten Sprachen auf uns einreden: „Es ist ein kleines bißchen unheimlich, mit Menschen zu sprechen, ohne mit ihnen zu sprechen", schreibt er 1928 und fährt fort, „Da merkt man erst, was für ein eminent pazifistisches Ding die Sprache ist; wenn sie nicht funktioniert, dann wacht im Menschen der Urkerl auf, der Wilde, der da unten schlummert; eine leise Angstwolke zieht vorüber, Furcht und dann ein Hauch von Haß: was ist das überhaupt für einer? Ein Fremder? Was will der hier? Und wenn er hier selbst was zu wollen hat: was kann ich an ihm verdienen?" Diese Beobachtung Tucholskys dürfte in unserer Gesellschaft, die sich so gern eine „multikulturelle Gesellschaft" nennt, noch wichtiger geworden sein als zu der Zeit, in der sie niedergeschrieben wurde.

Eine vortreffliche Botschafterin, die im „Haus Europa" zwischen zwei Etagen hin und her wandert und uns jene Geschichten weiterreicht, die man sich in den englischsprachigen Nachbarwohnungen erzählt, ist Renate Orth-Guttmann. Man spürt bei ihren Arbeiten sofort, daß hier nicht stur eingedeutscht wird, sondern daß hier eine Übersetzerin mit außergewöhnlichem literarischen Sprach- und Verantwortungsgefühl zu Werke geht. „Die im Dunkeln sieht man doch" von Barbara Vine ist ein psychologisch filigraner Roman, der wohl nur deshalb zu den Kriminal-Romanen gezählt wird, weil er in einen Mord mündet. Ob die Übersetzung eines solchen Buches seine Ausstrahlung in eine andere Sprache retten kann oder ob sie nur einen matten Schimmer vermittelt, hängt allein davon ab, ob es dem Übersetzer gelingt, die verborgenen Seelenkämpfe und -krämpfe der Helden anzudeuten, ohne sie jemals auszusprechen. Renate Orth-Guttmann versteht sich virtuos auf dieses heikle Geschäft. Mehr noch: Ihre Übersetzung glänzt und funkelt, strahlt und sprüht, ist ebenso elegant wie präzise, so daß wir uns von ihr nur zu gern von jenem Psycho-Drama berichten lassen, das sich bei unseren englischen Nachbarn zugetragen hat, unter ganz spezifisch englischen Lebensbedingungen, von denen wir uns aber – dank der Kunst der Übersetzerin – dennoch keine Sekunde ausgeschlossen fühlen.

Christoph Martin Wieland, in desen Namen Renate Orth-Guttmann heute geehrt wird, hat einmal, als er seine Fassung der Briefe Ciceros vorlegte, öffentlich Rechenschaft abgelegt über seine Übersetzungsmethode. Er schrieb: „Klarheit und Verständlichkeit ist mein erstes Augenmerk, und vermuthlich auch die erste Forderung der Leser, die ich zu finden hoffe. (...) Nichts liegt mir mehr am Herzen, als daß mir kein schöner oder kräftiger Ausdruck, keine bedeutende, in unsere Sprache übertragbare Metapher, keine der feinen Schattierungen oder Wendungen, keine Grazie, die ich erhaschen kann, entgehe. Aber besonders wünsche ich einem Etwas, das sich nur wahrnehmen und fühlen, nicht beschreiben läßt, dem Eigenthümlichen des Geistes und der Schreibart Cicero's (...) so nahe zu kommen, als es unsere Sprache gestattet."

Dieses Credo Wielands wird nun bald zweihundert Jahre alt und ist immer noch ein anspruchsvolles Richtmaß für alle Übersetzer. Wenn man in diesen Sätzen den Namen Cicero streicht und beispielsweise gegen den von Barbara Vine austauscht, so beschreiben sie recht genau die Arbeit von Renate Orth-Guttmann. Ich denke, Wieland hätte ihre Übersetzungen wohl mit Zustimmung, aber auch – was für ihn sicher genauso wichtig war – mit Vergnügen gelesen. Dazu, Frau Orth-Guttmann, gratuliere ich Ihnen herzlich.

Renate Orth-Guttmann

Dank

anläßlich der Verleihung des Wieland-Übersetzerpreises in Fellbach am 24. 9. 1989

„Das Zurückweisen des Lobes", sagt Rochefoucauld, „ist der Wunsch, noch einmal gelobt zu werden!"[1]

Verehrte Anwesende!

Dieser Fund aus einer alten Sprüchesammlung ist dort übersetzt von Zimmermann, der einer der besten Freunde Wielands war. In diesem Sinne nehme ich mit großer Freude und ohne Ziererei die schönen, klugen und aufbauenden Worte entgegen, die der Herr Oberbürgermeister der Stadt Fellbach, der Herr Minister für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg, die Präsidentin des Freundeskreises zur internationalen Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen, der Festredner und der Laudator für mich und meine Arbeit gefunden haben.

Leider bin ich – das bringt der Beruf so mit sich – eher der gesetzten Schreibe als der gesetzten Rede mächtig, und trete deshalb ein bißchen beklommen vor Sie. Allerdings ist die Formulierung im Programm dazu angetan, mir etwas Mut zu machen, denn sie verlangt mir keine tiefsinnigen Betrachtungen ab, sondern ich darf am Ende dieser Festveranstaltung Dank sagen für Ehrung und Zuspruch.

Das alte Verb, aus dessen Stamm sich das Wort Dank gebildet hat, drückt, so sagt es das vortreffliche Grimmsche Wörterbuch, „eine Thätigkeit des Geistes, eine Erhebung der Seele"[2] aus. Es sei, so heißt es dort weiter, eben jener Stamm, aus dem auch das Wort Gedanke entstanden ist. Ich möchte deshalb mit meinem Dank ein paar Gedanken verbinden, die mir am Herzen liegen.

Dabei weiß ich nicht recht, wo ich anfangen soll. „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über",[3] – so hat es ein sehr berühmter Übersetzer deutscher Zunge formuliert. Freilich hat Martin Luther, soweit ich weiß, nie einen Übersetzerpreis bekommen. Auch Christoph Martin Wieland ist zu seiner Zeit geehrt und gefeiert worden, nicht für die erste Shakespeare-Übersetzung in deutscher Sprache und auch nicht für seine Übertragungen des Horaz und Lukian, sondern für seine eigenen Dichtungen.

Allzuviel hat sich an diesem Zustand in neuester Zeit leider nicht geändert. Wieso bekommen eigentlich so viele Übersetzer keinen Preis? Daß die wenigsten aus unserer Zunft als preiswürdig betrachtet werden, ist betrüblich genug. Daß die Arbeit der literarischen Übersetzer häufig auch nicht einmal als preisenswürdig gilt, ist die Regel, und das finde ich noch viel betrüblicher. Ein Grund ist sicherlich die im Vergleich zu der stattlichen Zahl der Literaturpreise geringe Zahl der Preise, die für Übersetzungen ausgeschrieben werden. Das hat möglicherweise etwas damit zu tun, daß diejenigen, die das gebündelte Bare für derlei Ehrungen beizuschaffen haben – ob es sich dabei nun um den Staat, die Länder und Kommunen, Verlage oder edelsinnige Kunstmäzene handelt – oftmals der Meinung sind, eigenständige Literaten bedürften der Anerkennung und Ermutigung mehr als die Übersetzer. Und das wiederum geht zumindest zum Teil darauf zurück, daß in die deutsche Sprache vornehmlich eine bestimmte Art von Literatur übersetzt wird, die unser Sprachgebrauch sich angewöhnt hat „Unterhaltungsliteratur" zu nennen.

Der Roman – und von Romanen soll hier die Rede sein – war zu Zeiten Wielands, wie dessen Biograph Sengle sagt, eine „pöbelhafte Gattung"[4]. Im Tone der Entschuldigung mußte Wieland über seinen Agathon schreiben: „Er ist für alle Art von Leuten, und das solide ist darin mit dem ergötzenden und interessanten durchgehends gesellschaftet."[5] Nun hat insbesondere die angelsächsische Literatur ebendiese Mischung aus dem Soliden, dem

[1] Franz Freiherrr von Lipperheide (Hrsg.), *Spruchwörterbuch,* Berlin 1976 (Nachdruck der Originalausgabe von 1907), S. 564

[2] Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch,* Leipzig 1860 (Nachdruck München 1984), Bd. 2, S. 727

[3] Die Heilige Schrift nach der Übersetzung D. Martin Luthers, Neues Testament, Matthäus 12.34

[4] Friedrich Sengle, *Wieland,* Stuttgart 1949, S. 166

[5] Zitiert nach Sengle, op. cit., S. 166

Ergötzenden und dem Interessanten zu hoher Blüte entwickelt. Deutschsprachige Verlage lassen dann solche Werke gern und in großer Zahl übersetzen, weil sie von einem breiten Publikum begierig aufgenommen werden.
„Lesefutter" ist eine gängige Charakterisierung für diese Art von Büchern, und das eher Abwertende in dieser Bezeichnung – als sei es der Knochen für Bello, das Kitekat für die Miezekatze – zeigt, in welchem Ruf sie bis heute stehen. In ganz besonderem Maße gilt das für die Gattung des Kriminalromans. In der kürzlich erschienenen Rezension eines solchen Romans, die dem Buch gegenüber sehr positiv eingestellt ist, findet sich die Formulierung: „... so blendend übersetzt, wie man es manch anspruchsvollerem englischsprachigen Schriftsteller wünschen würde..."[6]
Man sieht an diesem einen Beispiel: Die Kluft zwischen angeblich anspruchsvoller und angeblich nicht so anspruchsvoller Literatur ist hierzulande noch tief. Leidtragende dieser Auffassung sind nicht so sehr die guten Autoren englischer und amerikanischer Unterhaltungsromane, zu denen ich naheliegenderweise – nicht auch, sondern ganz besonders – die Kriminalromane zähle, denn die Verfasser sind erstens „weit vom Schuß" und gelten zweitens in ihren Heimatländern als durchaus angesehene Literaten. Leidtragende sind ihre Übersetzer. Sie sind recht eigentlich „die im Dunkeln", die man zuweilen doch sieht, die man nämlich erkennt an dem, was sie aus einem übersetzten Werk gemacht haben – im guten wie zuweilen auch im schlechten Sinne.
Von Wieland heißt es einmal: „Es kann nicht bestritten werden, daß er, je mehr seine eigene Dichtung... in den Vordergrund trat, um so flüchtiger übersetzte; die Verpflichtung gegenüber dem Verleger drängte."[7] Kein Wunder, daß viele Verleger bei der Produktion von „Lesefutter" der Frage, auf welche Weise es deutschsprachig aufzubereiten sei, eher sechstrangige Bedeutung beimessen. Kein Wunder, daß sie die Leistungen der Aufbereiter entsprechend bescheiden honorieren, vielleicht der Konkurrenz wegen sogar dazu genötigt sind. Kein Wunder dann aber auch, daß sich die Aufbereiter unter dem Druck der Termine und der finanziellen Nöte nicht mehr als Über-Setzer betätigen, wie Arno Schmidt sagt, als Fährfrauen und Fährmänner über den breiten Strom der fremden Sprache, sondern daß Zeit und Kraft manchmal nur dazu reichen, ein paar Seile zu spannen, an denen sich der Leser einigermaßen mühsam entlanghangeln muß.

Daß ich meine Übersetzerlaufbahn mit Kriminalromanen begonnen habe, verdanke ich im wesentlichen der ebenso weit verbreiteten wie irrigen Meinung, daß sogenannte Krimis leicht zu übersetzen seien und man damit ruhig Anfänger betrauen könne. Daß ich diese Gattung nach wie vor sehr gern übersetze, ist eine Sache der Neigung. Mich reizen Romane, die eine spannende Geschichte erzählen, die – von einer Ausnahmesituation ausgehend – in menschlichen Schicksalen blättern, die sich in den „dunkleren Untergeschossen der Psyche"[8] umtun, wie Hoimar von Ditfurth es einmal sagte, die Verirrungen und Verstrickungen darstellen, in denen sich viele Leser wiederfinden oder die sie zumindest mitempfinden können: Romane, die dies in sehr vielen Fällen ohne Über-Anspruch, doch handwerklich solide, sprachlich reizvoll und einfallsreich tun.
Zum Glück gibt es eine große Anzahl vorzüglicher Übersetzungen solcher Kriminalromane, die diesen Preis gewiß mit gleicher Berechtigung verdient hätten, weil viele Kolleginnen und Kollegen ebenso denken wie ich und mit Freude und Engagement an ihre Arbeit herangehen.
Zum Glück gibt es Verlage, die sich dem verschrieben haben, was Wieland in einem seiner Briefe an einen jungen Dichter einmal geäußert hat: „Die einzige Gattung (wenn ich Voltären hier eine Wendung abborgen darf), die ich aus unserer Literatur verbannt zu sehen wünsche, ist – die langweilige."[9]

[6] Renate Schostack, „Sommermord", Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt, 24. 6. 1989
[7] Sengle, op. cit., S. 162
[8] Hoimar von Ditfurth, *Innenansichten eines Artgenossen,* Düsseldorf 1989, S. 164
[9] Christoph Martin Wieland, *Briefe an einen jungen Dichter* in C. M. Wielands Sämtliche Werke, Leipzig 1798 (Nachdruck Hamburg 1984), Bd. XIV, S. 296

Und zum Glück gibt es ganz allgemein ermutigende Ansätze – sei es von Verlagen, sei es von Vereinigungen –, die Situation der literarischen Übersetzer zu verbessern. Ein solcher Ansatz ist dieser Preis, der eine großzügige geldliche Zuwendung mit einer öffentlichen Anerkennung verbindet.
Ebenso erfreulich wie der finanzielle Aspekt ist das Öffentlichmachen unseres Berufs durch eine solche Ehrung. Das Einsamsein am Schreibtisch, das Fehlen von Resonanz, ist eine große Gefahr für die Qualität einer Übersetzung. Wieland sagt es von sich sehr anschaulich so: „Ich bin genötigt, immer aus mir selbst heraus zu spinnen."[10]
Gerade diese Art von Büchern aber, von der hier die Rede ist, verlangt den Übersetzern eine ständige Zuwendung zum Leben ab. Dem „thätigen Leben", wie Wieland es gesagt haben würde, dem Leben, das man sehen, schmecken, riechen und fühlen kann. Übersetzer müssen – und das ist sicher auch eine finanzielle Frage – in die Lage versetzt werden, Länder und Städte zu bereisen, neue Menschen zu treffen, in Kneipen zu sitzen und – um nochmals einen bereits genannten Übersetzer zu bemühen – dem Volk aufs Maul zu schauen.
Wir Übersetzer können unsere Arbeit nur tun (das ist eine Binsenwahrheit!), weil wir die fremde Sprache lieben, aus der wir übersetzen, vor allem aber, weil wir zutiefst mit unserer eigenen, deutschen Sprache vertraut sind, – so sehr, daß wir sie notfalls auch gegen Lektoren zu verteidigen wissen, die zu ihr häufig eine weniger innige Beziehung haben. Um aber diese Vertrautheit zu erhalten, bedarf es immer neuer Annäherung, immer neuer Bemühung im Kontakt mit der Welt.
An dieser Stelle soll deshalb auch einmal all derer gedacht werden – der Partner, der Freunde, der Kollegen – die uns Übersetzern so oft und so geduldig bei der Suche nach Wortschätzchen oder Fachausdrücken behilflich sind und die das Ihrige dazu beitragen, daß wir Spezialisten in der Wortgewandtheit bleiben.
Das Übersetzen literarischer Texte ist eine Betätigung, die als Brotberuf sehr ernste Schattenseiten hat. Es ist dennoch für mich der schönste Beruf, den ich mir vorstellen kann. Für sehr wesentlich halte ich in diesem Zusammenhang den Hinweis von Karl Dedecius, ein Übersetzer solle nie eine Arbeit übernehmen, die ihn gleichgültig läßt.[11] Die Anforderungen des täglichen Lebens machen es nicht immer möglich, diesem Gebot zu folgen. Immer wieder werden uns Zwänge begegnen, die uns daran hindern, unser Bestes zu leisten. Immer wieder aber wird es auch Augenblicke geben, in denen wir uns über die gelungene Wendung, die gelungene Passage, das gelungene Werk freuen können. Oder in einer ganz seltenen Stunde – wie heute – über einen Preis. Eine Betrachtung nannte das, auf Wieland bezogen: „Die Bejahung des begrenzten Glücks".[12] Damit soll beileibe keiner Resignation das Wort geredet werden, sondern dem bewußten Annehmen all dessen, was unser Beruf trotz mancher Frustrationen an Befriedigung bietet.

Und mit diesen Gedanken weise ich denn das Lob nicht zurück, aber ich gebe davon gern weiter an die vielen anderen, die im Dunkeln sind und die man nicht immer sieht.

Ich danke Ihnen sehr herzlich für diesen Preis.

[10] Zitiert nach Sengle, op. cit., S. 181
[11] Karl Dedecius, *Vom Übersetzen,* Frankfurt 1986, S. 182
[12] Heinrich Vormweg, „Wiederentdeckung vieler neuer Bilder", Süddeutsche Zeitung, München, 24./25. 8. 1989

Karin Graf

Übersetzen beginnt, wo das Wörterbuch aufhört

Was macht ein Übersetzer, wenn ein in alle Sprachen übersetzter Autor wie Anthony Burgess behauptet, Literatur sei regional, beschränkt, nicht übersetzbar? Was macht ein Übersetzer, wenn er als belesener Kulturvermittler weiß, daß eben dieser Autor einen von ihm als unübersetzbar bezeichneten anderen Autoren,

nämlich Giuseppe Gioacchino Belli, übersetzt hat? Was macht ein Übersetzer, wenn einer der führenden Denker des Strukturalismus, Tzvetan Todorov, dem weltberühmten Autor zwar eine internationale Rezeption von Literatur nachweist, für die Schwierigkeiten dabei jedoch lediglich auf „die Hilfe von Spezialisten, Gelehrten oder Philologen" verweist und ansonsten die Diskussion über Möglichkeit und Unmöglichkeit von Übersetzung schlicht für abgedroschen erklärt?
Wie der Künstler und Philosoph sitzt der Übersetzer zwar auch von Büchern und Papier umgeben in einer Studierstube, scheint aber doch viel mehr mit dem Warencharakter der Literatur konfrontiert zu sein. Literatur ist eine Import- und Exportware, das steht für ihn außer Zweifel. Ihr Kunstcharakter ist zwar unbestritten, schließlich betrachtet er sich selbst als halber Künstler, aber es wird gehandelt mit ihr. Sie soll aus einem Land ins andere gebracht werden, und er ist der Fährmann. Ob er bei seinem Geschäft auch zum Verräter wird, sei zunächst einmal dahingestellt, ein Schmuggler ist er jedenfalls nicht.
Und auf jeden Fall transportiert er nicht treudoof ein Wort ums andere von einer Sprache in die andere, übersetzt er nicht nur den Inhalt. Das mag bei der von Burgess als Politik oder Pornographie abgekanzelten Literatur geschehen, bei der es um nichts anderes als Inhalt geht. Aber auch dabei läßt Burgess die prägenden kulturellen Unterschiede außer acht, die für ihn die wahre Literatur unübersetzbar machen. Halte man sich doch bloß einmal das Problem vor Augen, die vaginal oder sexuell orientierten Kraftausdrücke der englischen Sprache, die inzestbeladenen Flüche der arabischen Welt in das analfixierte Deutsche zu übertragen! Soll man die Unterschiede beibehalten oder wegwischen? Da kann es nicht viel schwerer sein, einem Malayen klar zu machen, daß der April ein grausamer Monat ist.
Tatsächlich fragt es sich, für wen der Übersetzer übersetzt. Arbeitet er für den „Liebhaber und Kenner im besten Sinne des Wortes, für den die fremde Sprache geläufig, aber doch immer fremd ist" (Schleiermacher) oder dient er als Krücke für den Ignoranten? Richtig weist Todorov darauf hin, daß es leichter ist, für Rezipienten zu produzieren, die über eine gewisse Offenheit und Weltläufigkeit verfügen – das gilt für die (übersetzte) Literatur wie für jede andere Kunst –, aber selbst wenn dem nicht so ist, eröffnet eine Übersetzung die Möglichkeit zur Begegnung mit einem anderen Ort, einer anderen Zeit. Sonst wäre Literatur elitär. Für sie fordert Burgess, daß sie von „einer verwandten Kunst, die ganz der Form verschrieben ist", der Musik, lerne. Er begründet es unter anderem damit, daß die traditionellen Merkmale der Dichtung – Person und Handlung – nicht mehr nötig seien, da sie auf Leinwand und Bildschirm bereits zur Genüge ausgebeutet würden. Deshalb könne der Romancier eine neue Freiheit und neue Gebiete lernen, sich bewegen, wie die Musik sich bewegt und die Wörter ausschöpfen, wie der Musiker Klänge ausschöpft. Das ist keine neue Erkenntnis. Schon 1936 komponierte James Agee seinen überbordenden Bericht über das Leben der weißen Teilpächter in Alabama, „Preisen will ich die frommen Männer", wie eine Sonate, zerbrach sich „ernsthaft den Kopf über meine Unfähigkeit, eine organische, aufeinander bezogene und voneinander unabhängige, sozusagen musikalische Form zu finden" und machte „ein *Buch* daraus nur aus Notwendigkeit". Er beschließt die Einführung zu seinem Werk mit den Worten: „Die Ausführung, in der das ganze Schicksal und der ganze Schrecken ruhen, ist eine ganz andere Sache."

Und hier tritt der Übersetzer auf die Bühne: Wenn Burgess vom Musiker spricht, meint er den Komponisten, aber was ist mit dem Interpreten? Was ist Musik ohne Aufführung? Wie wenige könnten sie verstehen und erst recht genießen! Wie unsinnlich wäre sie! Ganz gleich, ob Schubert schnell oder langsam gespielt wird, es bleibt doch Schubert. Der Übersetzer arbeitet mit vorgefundenem Material, und je umfassender die sprachlichen Mittel zu einem ästhetischen Zweck ausgeschöpft sind, desto mehr kann auch der Übersetzer mit ihnen spielen, ohne daß der Zweck, der Aufnehmende, vergessen wird.
Todorov irrt nun, wenn er sagt, daß Schriftsteller nicht mit Wörtern spielten wie Musiker mit Klängen. Gerade in Finnegan's Wake, einem Werk, das laut Burgess „die Mittel der Muttersprache des Autors bis an ihre Grenzen ausschöpft", ist die Musikalität immanent wichtig. Joyce hat ausdrücklich betont, daß die Lektüre des Buches in ihrer obersten Schicht auditiv sein müsse. Und haben nicht Wolfgang Hildesheimer und Hans Wollschläger wunderbare Übersetzungen zumindest des Anna Livia Plurabelle-Kapitels hervorgebracht? Und hat nicht Joyce selbst mit größtem Vergnügen an der französischen Fassung mitgewirkt? Und Ivan Goll an der ersten deutschen Übersetzung mitgespielt?
Ich finde, hier erfüllt sich Benjamins oft angegriffene, aber nie widerlegte Metapher vom Übersetzen aufs Schönste: Wie die Tangente den Kreis flüchtig und nur in einem Punkt berührt und wie ihr wohl diese Berührung, nicht aber der Punkt, das Gesetz vorschreibt, nach dem sie weiter ins Unendliche ihre gerade Bahn zieht, so berührt die Übersetzung flüchtig und nur in dem unendlichen Punkt des Sinns das Original, um nach dem Gesetz der Treue in der Freiheit der Sprachbewegung ihre eigene Bahn zu verfolgen. Übersetzer, denen dies gelingt, sind Anthony Burgess zu wünschen, dem ich einfach nicht abnehme, daß er eine Erstausgabe von zweihundert bis zweitausend anstrebt, nicht subventioniert und offenbar nicht übersetzt werden will. Die „Ua-ua-Ursprache" von „Am Anfang war das Feuer", zu dem er das Drehbuch schrieb, hätte ihn allein nicht zu dem international bekannten Autor gemacht, der sich auf internationalen Kongressen über die Internationalität von Literatur verbreiten kann. Einen Gruß an die Dolmetscher-Kollegen in der Übersetzerkabine!

Benutzte Literatur:
Anthony Burgess, *ABBA ABBA,* London 1972
James Joyce, *Anna Livia Plurabelle,* Frankfurt 1982 (dt. von Goyert, Hildesheimer, Wollschläger)
James Agee, *Preisen will ich die frommen Männer,* München 1989 (dt. von Karin Graf)
Walter Benjamin, *Illuminationen,* Frankfurt 1977

Bücher für Übersetzer

Langenscheidts Wörterbuch Rätoromanisch. Rätoromanisch – Deutsch, Deutsch – Rätoromanisch. Herausgegeben von der Lia Rumantscha. Bearbeitet von Georges Darms, Anna Alice Dazzi und Manfred Gross. Langenscheidt AG, Zürich 1989. 634 Seiten, flexibel gebunden, sFr 16,80.

Die verschiedenen romanischen Dialekte, die im schweizerischen Kanton Graubünden von ca. 55000 Menschen gesprochen werden – Surselvisch und Sutselvisch, Surmeirisch, Puter und Valader –, nannte man früher in ihrer Gesamtheit „Churwelsch"; aus dieser Bezeichnung für das rätoromanische Sprachenwirrwarr hat sich bekanntlich unser Wort „Kauderwelsch" entwickelt. So gibt es – um nur ein Beispiel für dieses bündnerische Babylon anzuführen – regional fünf verschiedene Bezeichnungen für Tasse: *„tazza", „cuppegn", „cuppigna", „scariola", „scadiola".*
Rätoromanisch ist zwar die vierte offizielle Amtssprache der Schweiz, aber der Nicht-Romane wußte bisher nicht, welcher der fünf konkrekten Erscheinungsformen dieser „Amtssprache" er sich bedienen sollte. Und wie sollte er Begriffe der modernen Zeit in einer Sprache ausdrücken, die vor allem durch ihren Reichtum an archaischen Tier- und Pflanzennamen besticht? Dazu kam eine gewisse sprachliche Eifersucht der einzelnen Idiome aufeinander, die für eine ohnedies vom Aussterben bedrohte Sprache unerträglich war.
Nun gibt es seit 1982 wenigstens eine einheitliche Schriftsprache, das „Rumantsch Grischun", abgekürzt RG (das „grischun" bitte mit weichem „sch", wie in „Garage"!). Im Prinzip wurden für das RG jene Sprach- und Wortformen der fünf Einzelidiome gewählt, die in den meisten oder möglichst vielen von ihnen vorkommen. Das angezeigte Buch enthält den Grundwortschatz des RG vor allem für den schriftlichen Verkehr von Behörden, Firmen und Institutionen. Ferner findet sich eine kurze Grammatik des RG, die allerdings auf rätoromanisch abgefaßt, das heißt für roma-

nische Muttersprachler gedacht ist, die sich ihre neue Koiné erarbeiten wollen. Diese „amtliche" Zweckbestimmung des Wörterbuches prägt auch die Auswahl der aufgenommenen Stichwörter. Wer wissen will, wie die primären Geschlechtsmerkmale des Mannes oder des Weibes auf rätoromanisch heißen, wird von dem Buch enttäuscht werden. Aber wer braucht diese Wörter schon im Verkehr mit Ämtern und Behörden? Dafür findet man Übersetzungen - teilweise sehr elegante, aus dem Geist des Rätoromanischen entwickelte - für moderne Begriffe: „Software" heißt *paletta da programs,* „Fertiggericht": *past pront,* „Computer": *ordinatur,* „Leistungsdruck": *squitsch da prestaziun.* Auch die Namen öffentlicher Einrichtungen haben nun ihr RG-Pendant. Die „Kantonale Schulturnkommission" heißt *Cummissiun chantunala per gimnastica en scola,* das „Eidgenössische Schützenfest" *Festa federala da tir.*

Das Wörterbuch enthält ferner ein Verzeichnis allgemeiner Abkürzungen und ein „Verzeichnis schwierigerer Wörter der verschiedenen Idiome", in dem einzelne Wörter des RG ins Ladin, Surmiran bzw. Sursilvan „zurückübersetzt" werden. H.F.

Fritz Senn

Denkmal des unbekannten Lektors

Ein Forum der Kultur sollte einmal des Lektors gedenken, während vermutlich gerade eines der noch existierenden Exemplare für das Abendländische Museum hergerichtet wird. Auf freier Wildbahn werden sie seltener (und so frei war die Wildbahn auch nie gewesen). Lektoren - Ältere unter uns erinnern sich noch genau - waren nie im Gerede, waren ihrer Art nach unbekannt, vor allem unsichtbar, man nahm sie nur an ihren Verfehlungen wahr. Es gab einmal eine Zeit, da gehörten sie zu den Verlagen. Verlage waren Unternehmen, die in ihren Anfängen meist mit individuellem Spürsinn Bücher ins Leben brachten, sich damit einen Namen schufen und sich dann allmählich zu Unterabteilungen von Großkonzernen hochrationalisierten. Deren leitende und vorausblickende Direktoren wissen genau, was ein Bestseller ist, und brauchen sich darum, was ein Buch sein sollte, weiter nicht zu kümmern. Gleichwohl überleben aus der alten Schule, antiquiert oder trotzig, noch ein paar Verlage. Seltsamerweise und in willkommener Auflockerung schießen immer wieder neue, inspiriert von Naivität und Glauben an ein überholtes Medium, aus dem kargen Boden. In diesem Boden war (ist) der Lektor eine Art Regenwurm.

Der Lektor, die Lektorin, Leser von Berufs wegen, bringt ein entstehendes Buch von der Stufe, die man in veralteter Etymologie noch „Manuskript" nennt, in eine „druckfertige" Form. Der Vorgang ist - abgesehen von Neuaufgüssen von schon Bestehendem (aber auch ein Neuaufguß ist nie einfach) - lang und beschwerlich und unvorhersehbar, weil ein Buch seinem Wesen nach kaum je fertig ist. Schon weil der Autor immer noch einen besseren (mindestens einen anderen) Einfall haben könnte oder weil die Wirklichkeit ihrem geschriebenen Abbild stets davonrennt. In diesem nach oben hin offenen Prozeß war der Lektor ein eingeschobener Filter, ein mitdenkendes Software-Programm, ein Aufpasser eben, dem keine Unstimmigkeit und Lücke entgehen durfte, ein bißchen Schulmeister und dann auch wieder Anreger, der zwischen Schnitzern, Schlampereien von Autoren und deren Genialität zu unterscheiden hatte. Wenn es hoch kam, waren Lektoren Entdecker und mitunter anonyme Ghostwriter. Dieses, mhm, Berufsbild scheint trotz allem noch so verlockend, daß German(Angl-, Roman-)isten ohne akademische Aussichten in Verlage drängen und für die Tätigkeit gleich auf Anhieb qualifiziert sind.

Im weniger glorreichen Alltag prüften Lektoren vor allem Übersetzungen. Auch das ist leichter gesagt als praktiziert. Eine Übersetzung ist ebenfalls ihrem Wesen nach nie abgeschlossen. Das Elend der Übersetzerei wäre ein anderes, langes Kapitel; sie ist der am wenigsten gewürdigte Teil aller Kultur, die am schlechtesten entlöhnte geistige Arbeit, eine fortwährende Quadratur des Kreises. Als Leidensgenosse wird der Lektor des Übersetzers Freund und Helfer; und genau so wenig beliebt war er denn auch wegen seiner überheblichen Besserwisserei oder, je nachdem, geistigen Stumpfheit; gleichwohl ergab sich oft eine fruchtbare Gemeinschaft. Gelegentlich merkte der Lektor etwas und langte verbessernd zu, um das prekäre Gebilde Buch, bestehend aus Hunderttausenden irrender Buchstaben und Gedanken, dem Idealzustand ein wenig näherzubringen. All dies vollzog sich nicht in notwendiger Muße, sondern inmitten von Anrufen, Unterbrechungen, Terminen, Gerangel mit der Herstellung (die bemüht sich um die Gestalt des Buchs), ständigem Drängen und betrieblichen Zwängen; das Buch kostet ja in seinen langanhaltenden Geburtswehen vorerst nur Geld und soll einmal, und immer zu spät, endlich etwas einbringen, sonst läuft der Laden nicht.

Zu seinem Untergang beigetragen hat des Lektors eingebaute Lästigkeit: er schafft Komplikationen, prüft nach, entdeckt Mängel, verzögert. Zudem weiß niemand genau, was er nun wirklich tut; er sitzt da und starrt auf ein Stück Papier, und wenn er aus dem Fenster guckt, denkt er vielleicht über ein Synonym oder einen überfälligen Klappentext nach - oder eben nicht. Dem Ergebnis sieht man nichts an: seiner Stirne Schweiß darf daran nicht herunterrinnen. Nur verständlich also, wenn auf Vordermanager gebrachte Verlage diesen hinderlichen, nie ganz kontrollierbaren Kostenfaktor nicht mehr mitschleppen wollen. Zumal ja, so die Chef-Etage, kein Leser je vom Ganzen etwas merken wird. Von Zeit zu Zeit stößt möglicherweise ein Rezensent einen nostalgischen Seufzer in die trübe Luft; die Welt geht ihren Gang, immer mehr schnell produzierte Bücher werden immer weniger gelesen.

Doch, doch, es gibt noch Lektoren, gerade kleine Verlage halten sie sich (Kleinverleger sind sie oft selber). Aber die Gattung stirbt aus. In Großbetrieben ist kein pedantischer Manuskriptbearbeiter mehr sicher auf seinem Sessel, einem Pulverfaß, das nie explodiert, aber eines Tages still verpufft sein wird. Und immer weniger Hähne krähen danach, denn auch die Hähne sind müde geworden und resigniert (und sorgen sich um ihre Stellen). Ein Gedenkstein wäre also langsam fällig, ohne Sockel.

„Der Übersetzer" ist wieder da!

Mit Beginn dieser Ausgabe hat eine teilweise erneuerte redaktionelle Mannschaft, bestehend aus Silvia Morawetz, Holger Fliessbach und Denis Scheck (Anschriften siehe Impressum) von Rosemarie Tietze - in respektvoller Würdigung der von ihr zurückgelegten Wegstrecke und mit Dank - nun den Staffelstab übernommen.

Um Nachsicht, wenn die aufgrund der zeitweiligen Ermüdung unserer Zeitschrift ausgebliebenen Jahrgänge 1988 und 1989 kühn übersprungen werden, und um eine erfrischende Flut von neuen Beiträgen bitten wir unsere geneigten Leser.

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 3,- zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien. Verlag: IG Medien. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Soatspad 18, 4172 Straelen 1. Redaktion: Silvia Morawetz, Römerstraße 74, 6900 Heidelberg; Holger Fliessbach, Rieperdinger Straße 11, 8018 Grafing bei München; Denis Scheck, Südwall 18, 4172 Straelen. Herstellung: Lothar Letsche. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 93268-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. - Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt (Bonlanden).